

Er rief nach ihr

Sabine Mehne



Er rief nach ihr

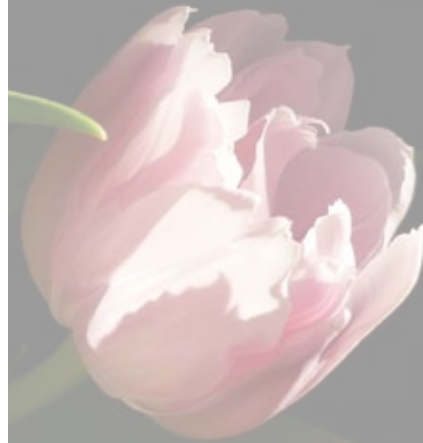
Sabine Mehne
begonnen 2005 beendet 2011

Jeden Tag, egal wie viel Zeit sie bei ihm verbracht hatte, rief er nach ihr. Sein Rufen war sehr unterschiedlich, mal fordernd und drängend, mal zärtlich und dankbar. Das erinnerte sie oft an das vielfarbige Fenster in der kleinen Kirche auf dem Hügel mitten in der Toskana, wo sie einen ihrer schönsten Urlaube verbracht hatten. In den letzten Wochen war sein Rufen fahl geworden, aber es traf sie immer noch an jenem Punkt in ihrem Innersten, wo sie so verletztlich war.

*

Sein Rufen war der rote Faden in ihrem Leben geworden, doch das verstand sie erst heute. Damals war es nur ein Wimmern, über das sie fast hinweggestolpert wäre. Es war um die Stunde, wenn die Nacht dem Tag weicht und die ersten Vögel unvermittelt ihren Gesang anstimmen. Sie fröstelte, hatte sie doch kein Auge zugetan. Während des fünften Bombenangriffs harrete sie alleine in der alten Scheune aus. Für den Keller war sie zu spät gekommen, weil sie noch nach Essen gesucht hatte.

Schließlich ertönte das Signal der Entwarnung. Dann war es still. Der Morgentau benetzte ihre schabigen Lederschuhe und ihre Augen suchten die Umgebung nach dem Elternhaus ab. Dort wo es vorher gestanden hatte, stieg nun eine Rauchsäule auf. Riesige Schuttberge türmten sich vor ihr auf, selbst der Kirchturm in der Mitte des Dorfes war verschwunden.



Es roch nach verbranntem Fleisch. Sie war starr vor Schreck und Fassungslosigkeit: Wo waren die Eltern und die Schwester? Ihr linker Fuß wollte gerade über einen Haufen Steine von einer zertrümmerten Hauswand steigen, deren rosa Tapetenfetzen sie aus dem Augenwinkel sah, als sie das Wimmern hörte. Erschrocken blieb sie stehen und lauschte. Direkt unter ihrem Fuß war es gewesen. Sie sprang zur Seite, legte das Ohr auf den Boden und hörte es wieder. Vorsichtig räumte sie mit bloßen Händen Schutt beiseite und grub sich in die Tiefe. Beide Hände begannen zu schmerzen und zu bluten, doch das lauter werdende Wimmern spornte sie an. Plötzlich fühlte sie etwas Weiches und starrte auf eine staubige, kräftige Hand mit Kratzern und Schrammen, die wie an ihre angeheftet schien. Ohne lange zu überlegen drückte sie diese Hand fest. Das Wimmern wurde stärker. Unwillkürlich drückte sie im Wechsel zu, langsam – schnell – langsam, als wolle sie sagen: „Ich bin hier!“ Aufgeregt fühlte sie in ihrer Handinnenfläche den gleichen Rhythmus, nur sehr viel schwächer. Auch das Wimmern schien leiser zu werden. Panik stieg in ihr auf und aufgeregt durchbrach ihre Stimme den stillen Morgen: „Ich bin doch da! Warte, gleich, es wird alles gut.“ Und nach einer kurzen Pause, weil ihr plötzlich schwindelig geworden und das Wimmern kaum noch zu hören war, leise: „Bitte, gib nicht auf!“

*

Irgendwann hatte sie es geschafft. In den Trümmern erblickte sie seine Augen. Erschöpft beugte sie ihren Kopf und legte die Stirn auf die seine. Sie fühlte sich unglaublich müde und wollte auf der Stelle nur noch schlafen. Doch er wimmerte wieder, sie musste weitergraben, bis sie merkte, dass es unmöglich war, ihn ohne Hilfe zu befreien. Sie hatte erst einen Arm und das Gesicht freigelegt, ihre Arme fühlten sich an wie nasse Säcke. Das Gesicht in der Erde sprach nicht, bewegte sich nicht, nur seine Augen flehten sie an, weiterzumachen. Als sie sich aufrichtete und verzweifelt um sich blickte, hörte sie eine Stimme: „He! Was treibst du da mitten im Schutt? Los, lass uns was zu essen suchen!“ Hinter ihr stand Ferdinand, der verrückte Kerl, den keiner im Dorf leiden konnte, weil er die Leute anspuckte und sich über sie lustig machte. Ausgerechnet der! Sie hatte immer versucht, ihm aus dem Weg zu gehen. Sie fürchtete und ekelte sich vor ihm, seinem schiefen Blick und dem sabbernden Mund. Er arbeitete beim Bauern. Angeblich besaß er Bärenkräfte. Ohne lange zu überlegen, herrschte sie ihn an: „Hilf mir, pack an! Wir müssen hier graben, da lebt noch einer.“ Jetzt zeigte sich, was wirklich in diesem Ferdinand steckte. In Windeseile hatte er mit seinen großen Händen Brocken zur Seite geräumt und Stück für Stück kam ein Männerkörper zum Vorschein. Sie zerzten an ihm, doch er konnte nicht aufstehen. Ferdinand versprach Hilfe zu holen und sie blieb bei dem Fremden sitzen, drückte immer wieder seine Hand, um ihm zu zeigen, dass alles gut werden würde. Manchmal streichelte sie seine Stirn. Irgendwann rutschte sie neben ihn, in seinen Arm und schlief ein.

*

Die Klingel an der Haustüre läutete wohl schon länger, klang energisch, fast stürmisch, als sie endlich zu sich kam und sich ärgerte, weil es ihr schon wieder passiert war: Mitten am Tag, kaum, dass sie ruhig saß, schlief sie ein.

Schwester Bärbel von der Diakoniestation betrat mit besorgtem Blick die kleine Wohnung. Sie war erleichtert, denn hatte Bärbel Dienst, war alles gut. Auch wenn er schon lange nichts mehr sehen konnte, schien er zu spüren, wenn Bärbel an sein Bett trat. Von ihr ließ er sich fast alles gefallen.

Jetzt war es Zeit für seine Spritze und das Waschen. Zeit, in der sie etwas für sich erledigen konnte. Das waren die wenigen Momente, in denen sie sicher war, dass er nicht nach ihr rief. In letzter Zeit war sie so müde, hatte immer weniger Lust für ihren Alltag. Trotzdem ging sie los, beim Bäcker Brot zu holen. Bewegung an der frischen Luft hatte ihr immer gutgetan. Jetzt kam sie nicht mehr oft vor die Tür. Ihre Schritte waren langsam, die Arthrose in den Knien machte ihr zu schaffen. Aber solange sie noch gehen konnte, das hatte sie sich geschworen, wollte sie nichts verändern. Die Kinder versuchten immer wieder, sie zu überreden. Sie solle doch auch an sich denken und ihn endlich in ein Heim geben. Ihr ganzes Leben lang habe sie geschuftet, jetzt, in ihren letzten Jahren, könne sie doch noch ein wenig das Leben für sich genießen. Aber ohne ihn konnte sie das Leben nicht genießen, eine Trennung war unvorstellbar für sie. Wenn der Herrgott sie trennte, würde sie sich fügen. Sie spürte ihre Liebe und es kam ihr vor, als sei sie heftiger als je zuvor.



Obwohl er jetzt nicht nach ihr rief, klang sein Rufen in ihrem Ohr. Es war ihre Melodie, ihr Antrieb. Jetzt stimmte sie den Rhythmus ihrer Schritte auf den vertrauten Klang seiner Stimme ab und betrat fast beschwingt den Bäckerladen. Die kräftige Frau hinter der Theke freute sich wie immer, wenn sie kam, und hatte sie einmal sogar gefragt, warum sie immer ein so frohes Lächeln auf dem Gesicht habe. Vielleicht spiegelte dieses Lächeln ja sein Rufen wieder.

*

In letzter Zeit waren ihre Falten tiefer geworden und ihre Augen oft rot vor Müdigkeit. Es war mit ihm wirklich anstrengend geworden. Oder hatte ihre Kraft nachgelassen? Ihr Blick wurde vom ausgelassenen Spiel zweier Hunde auf der großen Wiese hinter den Häusern angezogen. Hunde waren auch damals übrig geblieben, streunten herum, nachdem ihr Dorf in Schutt und Asche versunken war. Einer hatte sie auf Schritt und Tritt begleitet und immer wieder hatte sie ihre Tränen über den Verlust der Familie in sein Fell fließen lassen. Der Hund schmiegte seine Schnauze an ihren Hals und wartete geduldig, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

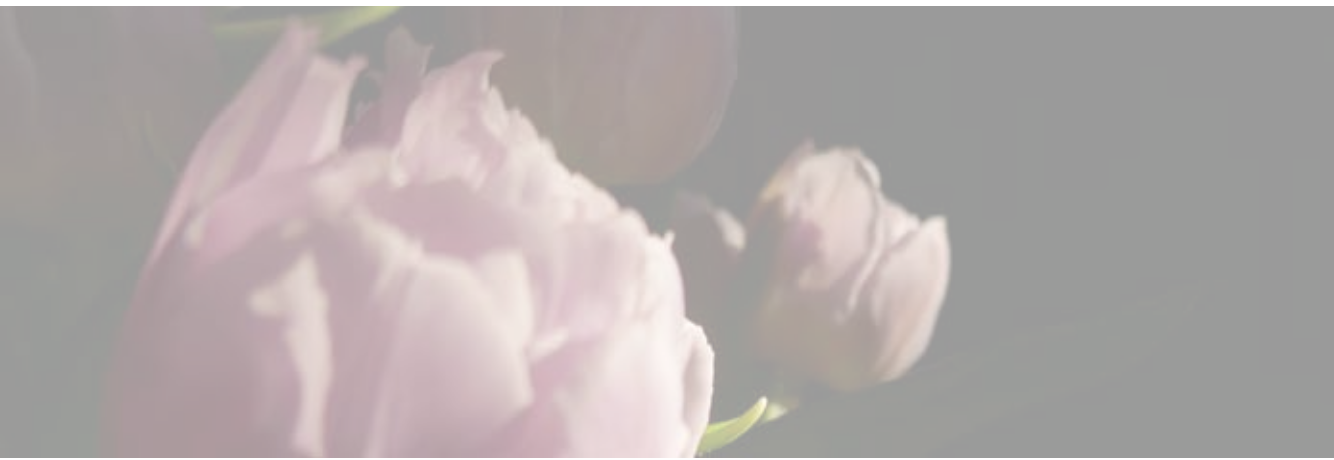
Es hatte damals Tage gedauert, bis ein Laster ihn abgeholt hatte. Ferdinand hatte den aufgetrieben und hergebracht. Sie war kurzerhand mit aufgesprungen. Was sollte sie noch in ihrem Dorf? Ferdinand winkte ihr zum Abschied und trotz seines hässlichen Anblicks spürte sie so etwas wie Verbundenheit. Sie sah seinen sabbernden Mund und hörte sein kindisches Lachen, sah ihn immer kleiner werden. Schließlich verschwand er für immer aus ihrem Blick und mit ihm die zerstörte Heimat.

Sie war bei ihm geblieben. Das einzige, was sie tun konnte, war sein Wimmern und Schreien auszuhalten, ihn zu besänftigen und an seiner Seite auszuharren. Medikamente waren knapp und so hielt sie seine Hand, kühlte seine Stirn und sprach mit ihm: „Ich bin doch da! Warte, gleich, es wird alles gut.“ Diese Worte sagte sie immer wieder auf, wie eine Schallplatte, die in der Rille festhing. Im Lazarett hatte man sie geduldet. Sie schlief auf einer Decke neben seiner Pritsche und vom Essen fiel immer etwas für sie ab. Der Lazarettarzt, der dankbar war für jede helfende Hand, übertrug ihr das Reinigen und Verbinden der Amputationswunde am rechten Oberschenkel.

An manchen Tagen konnte sie es kaum aushalten. Der Geruch, das Geschrei der Verletzten und dazu ihre Gesichter raubten ihr fast das letzte Stückchen Hoffnung. Viele Jahre später noch wachte sie nachts auf und dachte, es sei immer noch Krieg. Immer wieder wurde sie von den Bildern jener Tage heimgesucht und in manchen Nächten weinte sie sich in den Schlaf.

Nach einiger Zeit im Lazarett entdeckte sie, dass die vielen Wochen ihre Erinnerung verdünnt hatten. Ganz ähnlich wie ihre Mutter immer wieder Wasser in die geschmacklose Suppe geschüttet hatte, um alle satt zu kriegen. Übrig blieb ein starkes Gefühl: eine unendliche Hingabe, gemischt mit Verletzlichkeit, obwohl ihr alles unter die Haut ging. Sie nahm seine Schmerzen und seine Verzweiflung in sich auf und trug sie mit sich durch diese grauen Tage. Manchmal kam sie sich vor wie ein großes Gefäß, durch das die Schmerzen hindurchliefen. Im Nachhinein empfand sie das Lazarett auch als Glück, denn in den letzten schweren Kriegswochen waren sie in Sicherheit. Als der Krieg dann tatsächlich vorbei war, konnte er sich schon mit seinen Holzstöcken unter den Achseln vorwärtsschleppen. Danach fanden sie beide Arbeit bei einem Schuster, dessen Haus noch stehen geblieben war, und wohnten bei der kinderreichen Familie in einem kalten, nicht beheizbaren Zimmer unterm Dach.

*



Anfangs sprachen sie nicht darüber, aber es brauchte auch keine Worte. Sie gehörten zusammen, das war keine Frage. Später machte er ihr einen Heiratsantrag und wenn sie daran zurückdachte, huschte wieder dieses Lächeln über ihr Gesicht. Es war im Herbst und er hatte mit Mühe einen Strauß Rosen erstanden. Wie so oft nahm er sie auf seinen Schoß und sie fand das herrlich. Jahre später gestand er ihr, dass er durch das Gewicht ihres Körpers auf seinem Stumpf die Phantomschmerzen besser ertragen konnte. In dieser Pose sprachen sie an jenem Abend über den nahenden Winter und die Aussicht auf eine eigene Wohnung. Er holte hinter seinem Rücken den Strauß Rosen hervor und bat sie, seine Frau zu werden. Ihr Herz hüpfte und ohne Zögern sagte sie Ja.

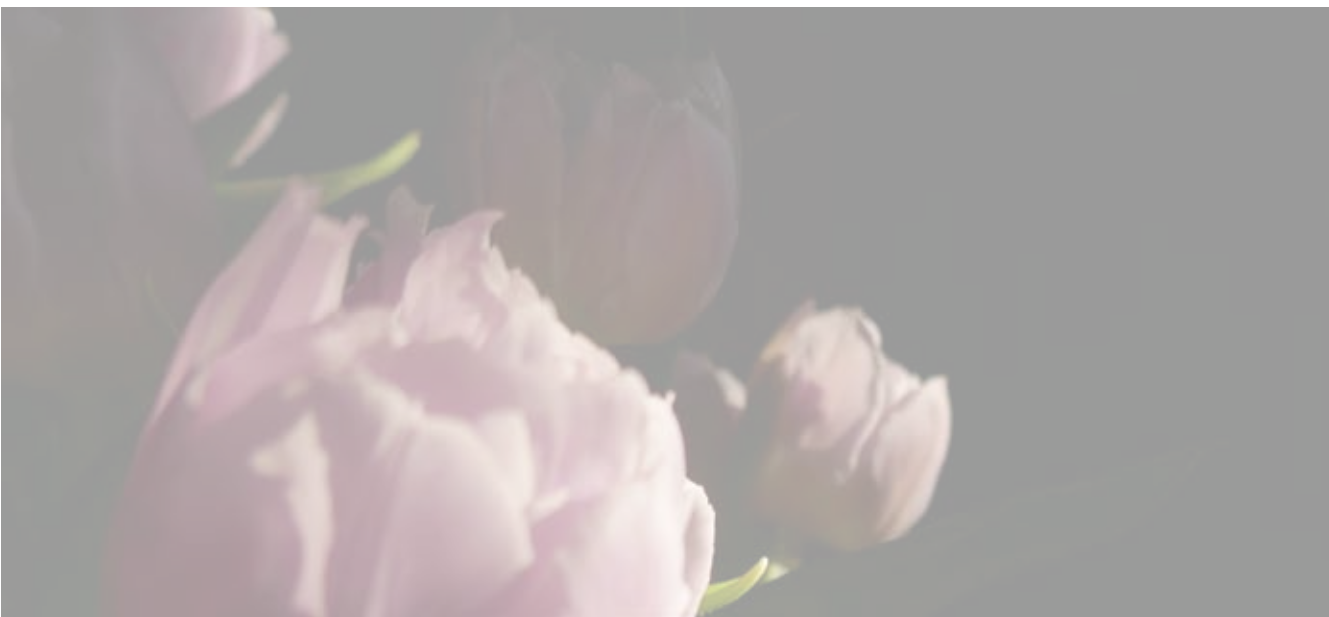
Von ihrer Hochzeit existierte kein Foto. Die Frau des Schusters hatte ihr ein Kleid ausgeliehen, darüber trug sie ihren alten Mantel. Die Kinder hatten verblühte Herbstblumen gesammelt und sie mit lauten Rufen der Freude über sie geworfen. Eine davon war in ihren Büstenhalter gerutscht und sie fand sie nach der Hochzeitsnacht gepresst auf dem Laken wieder. Eine kleine rote Dahlie wurde Zeugin ihrer ersten Liebesversuche. Die Wunde am Stumpf war empfindlich und immer im Weg. Es war mühsam zu Beginn und es brauchte Zeit, bis sie sich an das Hindernis gewöhnt hatten.

*

Als sie die Wohnungstür aufschloss, wartete Schwester Bärbel schon im Flur. Offensichtlich war sie heute länger weg gewesen als sonst. „Ist alles in Ordnung?“, fragte die Schwester. „Ja, ja, alles in Ordnung. Ich bin heute nur ein wenig in Gedanken.“ „Dann bis morgen! Einen schönen Tag wünsche ich noch und melden Sie sich, wenn irgendetwas ist, ja?“ Weg war sie. Schade! Sie hätte so gerne noch ein wenig geredet, einen Tee angeboten. Für ihr Alter hatte Bärbel schon viel von jenem gewissen Etwas. Die Freude an der Arbeit war in ihrem jungen Gesicht zu lesen und rührte regelmäßig ihr Herz. Sie wollte der jungen Frau so gerne danken, aber das Übliche, wie etwas Süßes, schien ihr zu wenig zu sein. Außerdem hatte Schwester Bärbel ihr gleich zu Anfang gesagt, dass sie keine Geschenke annahm. Deshalb hielt sie die warme, kraftvolle Hand der Schwester manches Mal ein wenig länger und drückte sie fest. In solchen Momenten lächelte Schwester Bärbel und schaute ihr in die Augen. Das war wie gestreichelt zu werden.

Sie stellte ihre Einkaufstasche in die Küche, trank einen Schluck kalten Tee und ging an sein Bett. Er schlief. Welcher Frieden! Sein Atem ging sehr flach und wurde gelegentlich von einem leisen Wimmern unterbrochen. Ihre Augen machten die Runde. Der Urinbeutel hatte noch Platz für zwei Stunden und die nächste Insulinspritze lag schon bereit. Sie streichelte seinen Arm und die Stirn und schlurfte zurück in die Küche. Dort sortierte sie das Gemüse für das Mittagessen und begann die Möhren zu putzen. Die erste hatte sie gerade geschält, als er nach ihr rief. Es klang laut wie ein Donner. Die Möhre fiel ihr aus den Händen und sie antwortete, während sie in sein Zimmer lief: „Ich bin doch da! Warte, gleich, es wird alles gut.“

Als sie das Zimmer betrat, fuchtelte er unruhig mit seinen Händen hin und her und machte Anstalten, ihr etwas zu sagen, doch seine Worte waren zu undeutlich. Sie verstand ihn nicht mehr. In alter Gewohnheit wiederholte sie ihren Satz „Ich bin doch da! Warte, gleich, es wird alles gut“. Doch jetzt beruhigte er sich nicht. Seine Hände krallten sich in den Stoff der Bettdecke und er rief weiter nach ihr, dabei stand sie dicht neben ihm. Sie versuchte ihm mit der Schnabeltasse einige



Schlucke Tee einzuflößen, was er widerwillig geschehen ließ. Kaum hatte sie die Tasse abgestellt, ertönte wieder sein panisches Rufen, das ihr jetzt durch den ganzen Körper fuhr. Sie spürte, wie sie ungeduldig wurde, und als er nicht aufhören wollte, fuhr sie ihn an. Er verstummte augenblicklich und sie atmete erleichtert aus. Sie konnte einfach nicht mehr für ihn tun, das musste er doch verstehen! Dazu wartete doch das Gemüse in der Küche und Hunger hatte sie auch. „Komm, sei brav. Ich koche jetzt, und dann komme ich wieder.“ Sie beugte sich noch zu ihm hin und gab ihm einen leichten Kuss auf die Stirn. Diese Geste war fester Bestandteil ihrer spärlichen körperlichen Begegnungen.

Sie ging zurück in die Küche, begleitet von seinem Wimmern im Hintergrund. Kaum hatte sie drei Möhren in kleine Stückchen geschnitten, etwas Wasser in den Topf gegeben und die Herdplatte angestellt, ging es von Neuem los. Er rief. Erst leise, dann immer fordernder. Heute war es fast wie das Krächzen eines Raben. Seine Stimme klang anders als sonst. Ihr Hunger war mächtig, aber sein Schreien zu ertragen war ihr unmöglich. Reflexartig schaltete sie den Herd wieder aus.

Als sie an seinem Bett war, sah sie, dass er Tränen auf den Wangen hatte, und wieder fuchtelte er mit den Händen in der Luft herum. So unruhig war er selten gewesen. Ob er Schmerzen hatte? Plötzlich erwischte er sie am Arm und zog so stark, dass sie sich zu ihm herunterbeugen musste. Er keuchte in ihr Ohr, aber wieder verstand sie kein Wort. Schnell griff sie nach hinten und zog sich den Stuhl ans Bett. Ihren Arm hielt er fest umklammert, als wollte er ihr Handfesseln anlegen, und er weinte wie ein Kind. Er tat ihr leid. Er war blind, bewegungsunfähig ans Bett gefesselt, und jetzt versagte ihm auch die Sprache. Seine Worte waren so undeutlich wie nie zuvor. Sie wischte ihm die Tränen ab, legte ihren Kopf an seine Schulter und streichelte seinen Arm. Augenblicklich wurde er ruhiger. Erpresser, dachte sie, doch dann spürte sie, wie ihr dieser Moment der Nähe gefiel. Mit leicht verdrehtem Oberkörper sank sie in seinen Arm.

Ihre Gedanken wanderten zurück zu jenen Sonntagmorgen, an denen sie nach dem Frühstück noch mal ins Bett gekrochen waren. Es war immer kalt in der Wohnung. Erst wärmten sie sich gegenseitig, dann versanken sie in ihr Liebesglück. Später, als sie die Kinder hatten, hieß es immer früh aufstehen. Die Kleinen spielten in der Werkstatt mit Abfällen und waren immer in ihrer Nähe. Neben der Werkstatt war eine große Wiese, auf der die Kinder bei schönem Wetter ausgelassen tobten. Oftmals saß sie auf seinem Schoß, er griff dann mit seinen kräftigen Händen nach ihrem Hintern und rutsche ihn so zurecht, dass sie fast mit ihrem ganzen Gewicht auf seinem Stumpf saß. Dann bat er sie immer, leicht federnd zu wippen. Sie hatte den richtigen Rhythmus bald heraus, mit dem sie seine Schmerzen lindern konnte. Zum Dank küsste er sie zart und rieb ihr den Rücken zwischen den Schulterblättern, wo es sie oft schmerzte.

Die Erinnerungen trieben ihr Tränen in die Augen und sie sah, wie sie auf seinen gestreiften Schlafanzug tropften. Plötzlich saß sie kerzengrade. Sie hörte kein Wimmern, kein vertrautes Rufen. Stattdessen atmete er kaum noch. Es hörte sich an wie das Knarren einer alten Tür. „Ich bin doch da! Warte, gleich, es wird alles gut“, rief sie voller Schrecken ins Zimmer, aber es antwortete nur die große Standuhr im Wohnzimmer, die Mittag verkündete. Mit einem knarrenden und gurgelnden Ton atmete er aus. Dann war alles still. Sie legte ihren Kopf auf seine Brust, hörte den Schlag seines Herzens nicht mehr und es kam ihr so vor, als ob auch ihr Herz stolperte und langsamer schlug. Wieder war da große Müdigkeit. Sein Gesicht war blass, aber voller Frieden, als ob er schlief. Sanft drückte sie seine Augenlider nach unten, dann hob sie die Bettdecke und legte sich neben ihn. Sie wollte ihn noch nicht hergeben und seine letzte Wärme und Nähe in sich aufsaugen. Sie wollte von niemandem gestört werden. Es war das gleiche Gefühl wie damals, als sie neben ihm ausharrte, bis der Laster sie abholte. Ihre gottverdammte einsame Insel, nur sie und er, wie im Paradies. Als die Standuhr dreimal schlug, erwachte sie und öffnete die Augen.

Sie wusste sofort, was geschehen war und war überrascht, dass sie sich erlöst fühlte. Sie stieg langsam und vorsichtig aus dem Bett, zupfte die Decke liebevoll wieder zurecht und flüsterte: „Ich bin doch da. Es ist alles gut. Du bist jetzt frei.“

Sie ging zum Telefon und rief Schwester Bärbel an. Dann kochte sie Tee und freute sich diebisch, dass sie es alleine geschafft hatten. Er war jetzt auf seiner ganz besonderen Insel und rief von dort nach ihr. Sie hörte es ganz deutlich und wusste, sie würde bald nachkommen.

